

Lage nach dem Ordensaustritt: Er lebte in Zürich, fühlte sich als Vitandus und als Ausgestoßener, war krank, aber trotzdem viel auf Reisen.

»Herbert Meier und Hans Urs von Balthasar« lautet die fünfte Korrespondenz (171–202). Lochbrunner hatte mehrere »Zeitzeugengespräche« mit H. Meier, der ihm auch Briefdokumente zur Verfügung stellte. H. Meier, nach dem Studium von Literaturwissenschaft, Geschichte, Philosophie als Übersetzer, Dichter und Schauspieler tätig, war somit geistesverwandt mit B. Aus den Schilderungen geht der prägende Einfluss des Studentenpfarrers auf den jungen Meier hervor; B. hat auch seine dichterischen Versuche kritisch beleuchtet und gefördert. B. berichtet dem Freund von einer langwierigen Krankheit, die ihn bei der Arbeit an der »Herrlichkeit« behinderte. Meier ließ B. an der Entstehung seiner Werke teilhaben, der sie vorstellt und beurteilt. B. spielt die Rolle der Mentors. Diese Korrespondenzauswahl eröffnet – wohl aufgrund der freundschaftlichen Verbundenheit beider – einen sehr persönlichen Einblick ins Leben und Denken B.s.

Nur den kurzen Zeitraum vom 22. 2. 1949 bis 21. 5. 1950 umfasst die Korrespondenz mit Elisabeth Langgässer (203–211). Im Grunde betrifft der Briefwechsel Balthasars Anliegen, von E. Langgässer eine Empfehlung für A. v. Speyrs Auslegung des Johannesevangeliums zu erhalten. Diese ist stilistisch und inhaltlich exzellent.

Balthasar war auch mit Anette Kolb befreundet (213–227); »sowohl das Interesse für Musik wie für die Literatur stellte eine gemeinsame Basis dar, auf der sich die freundschaftliche Beziehung zwischen den beiden Protagonisten entfalten konnte« (214). Es sind Dokumente der Freundschaft, bei denen allerdings die Stimme von Anette Kolb sich nie vernehmen lässt.

Der Korrespondenz mit Erika Mitterer (229–274), gilt das achte Kapitel. Erika Mitterer (* 1906, † 2001) eine entschieden katholische Dichterin, trat erst 1970 mit B. in Kontakt. Er war an ihren Werken interessiert, empfiehlt seinerseits in auffälliger Weise die Lektüre Adriennes. Für die Edition eines Gedichtbandes zeigt sich B. als ziemlich bestimmend in Bezug auf Auswahl, Anordnung, Korrektur- und Formulierungsvorschläge. Interessant sind Urteile über Zeiterscheinungen: »Österreich und Frankreich sind wohl am dürrsten, auch die Schweiz. Deutschland hat ein paar Bischöfe, aber zu viel Bürokratie – Was soll man tun? Und Küng hat 100.000 verkauft: reines Gift. Beten wir« (S. 245). Überhaupt kommen in dieser Korrespondenz viele Stellungnahmen zu Zeitfragen. B.s Stil wird kämpferischer und z. T. pessimistischer, obwohl er

auch eine Wende zum Positiven feststellen kann. Die letzte Korrespondenz ist eine Karte als Dank für den Glückwunsch zur Kardinalserwählung: »Der Empfang in der Schweiz ... eiskalt und beleidigend.«

Zum Schluss fasst Lochbrunner die Ergebnisse dieser Korrespondenzbeziehungen zusammen in Hinblick auf seine Aussagen über die Kirche in der Schweiz, in Österreich, in Deutschland und die Wohnorte B.s in Wien. Zur Ernennung Groers bemerkt B.: Der neue Erzbischof ist von allen ernsten Leuten mit großer Freude begrüßt worden. Der Papst trifft meist ins Schwarze: Lochbrunners Bemerkung (261), diese Ernennung zähle zu den eklatanten Fehlentscheidungen, teilt der Rezensent nicht: Die Akte Groer ist noch nicht geschlossen!

Das abschließende Kapitel »Literatur und Theologie« gilt der Entwicklung des »dichterisch denkenden Theologen« (H. Meier). Seine Ausbildung, seine Rolle gegenüber den Literaten (Bewunderer, Mentor, Seelsorger). Das breite Interessengebiet B.s zeigt sich an der Vielfalt der gewählten Studienfächer. Die Ausführungen schließen mit einer Reflexion über die Sprache und der Kultur als Begegnungshorizont.

Lochbrunner besitzt eine B. ähnliche stilistische Begabung. Balthasarinteressierte werden mit Gewinn zu dieser Untersuchung greifen. Der Leser lernt nicht nur den Theologen, sondern auch den Privatmann kennen; erstaunlich ist die umfangreiche Vortrags- und Exerzientätigkeit. Darf man über das Biographische hinaus eine Zusammenfassung der Theologie B.s erwarten? Lochbrunner wäre der geeignete Mann dafür.

Anton Ziegenaus, Augsburg

Moraltheologie

Livio Melina: »Liebe auf katholisch. Ein Handbuch für heute«, Sankt Ulrich Verlag, Augsburg 2009, 189 S., ISBN 978-3-86744-103-2 (Übersetzung aus dem italienischen Original »Per una cultura della famiglia: il linguaggio dell'amore«).

Der Autor, der das von Papst Johannes Paul II. ins Leben gerufene Institut für Ehe und Familie in Rom mitgetragen hat und jetzt dessen Direktor ist, legt in seiner gehaltvollen Publikation Hauptgedanken seiner Ehemoral vor, wobei er sich auch auf die zwei Enzykliken *Mulieris Dignitatem* und *Familiaris Consortio* stützt. Sie treten für eine Kultur des Lebens und der personalen Liebe in Ehe und Familie ein, die sie als Keimzelle der Gesellschaft wie auch der Kirche betrachten.

Das Buch gliedert sich in zwei Teile: Der Erste Teil (»Die Sprache der Liebe«) handelt von der Kultur der Ehe und Familie, die sich in der Sprache der Liebe ausdrückt sowie in der Bedeutung des Leibes für die Ehegemeinschaft und der Geschlechterdifferenz. Monsignore Melina stellt die christliche Dimension der ehelichen Liebe heraus, wie sie uns Gott im Alten und Neuen Testament geöffnet hat, und nimmt ausführlich zur gegenwärtigen Genderideologie Stellung.

Der Zweite Teil (»Ethische Dimensionen des hochzeitlichen Geheimnisses«) legt zunächst die Tugend der Keuschheit als wichtige Bedingung der ehelichen Liebe und ihrer Aufgabe dar, die Sexualität in die personale Liebesgemeinschaft zu integrieren.

Es stellt sich dann, angesichts der heute sich verbreitenden neuen Formen von Lebensgemeinschaften, die in Konkurrenz treten zur traditionellen Ehegemeinschaft, für die Christen – und besonders für den Priester – die Aufgabe, sich mit ihnen auseinander zu setzen und Menschen, die sich ihnen verschreiben, zur Umkehr zu bewegen. Argumentativ wird aufgewiesen, wie in der »Gay-Kultur« der homosexuellen Beziehung eine unnatürliche Unordnung liegt, die der Geschlechterdifferenz nicht Rechnung trägt und auch nicht in ihr die Einheit der Personen nach dem Schöpfungsplan Gottes sucht. Im ehelichen Akt liegt die Bedeutung der Einheit und Prokreativität.

Im Kontext der Tugend der Keuschheit tritt der Autor für die natürliche Empfängnisregelung ein, die allein der Würde der Person und der Berufung zur Liebe gerecht wird. Die periodische Enthaltsamkeit öffnet den Blick auf das Wesentliche der Ehebeziehung. Die praktizierte eheliche Keuschheit darf nicht als Leibfeindlichkeit oder Unterdrückung des Geschlechtstriebes missverstanden werden, sondern betrifft vielmehr die Ordnung des menschlichen Lebens in diesem Bereich.

Ohne auf die vielen instruktiven Beobachtungen des Buches im Einzelnen eingehen zu können, möchte ich mich auf einige zentrale Aspekte beschränken. Der erste Teil geht von der säkularisierten Gesellschaft von heute aus, von der Bindungslosigkeit in menschlichen Beziehungen, der Verarmung der Gefühle und von den individualistischen Lebensweisen, die den Entschluss zu Ehe und Familie im herkömmlichen Sinne zum riskanten Wagnis werden lassen. Diese Verhältnisse gibt es leider, sie werden durch die Massenmedien mächtig gefördert und propagiert, während es in Wirklichkeit noch – Gott sei Dank – viele gibt, die nach traditionellen Maßstäben leben und liebevoll miteinander umgehen, mit schweigsamer Selbstverständlichkeit. Umso wichtiger sind gute Publikationen, wie

die vorliegende, welche für die traditionellen Werte eintreten, wieder von den Tugenden sprechen und eine »Kultur der Liebe« ins Wort bringen (26–27).

Dieser von Johannes Paul II. geprägte Ausdruck, wie auch der einer »Kultur des Lebens«, bedarf freilich einer Erklärung, da der Begriff der »Kultur« kein ontologischer ist, sondern ein wandelbares Phänomen von bestimmten Lebensweisen bezeichnet, die sich im Laufe der Geschichte ändern. Dagegen haben die Begriffe des Lebens, der Liebe, der Verantwortung u. ä. auch eine bleibende, unveränderliche Seite, die ontologisch im Wesen des Menschen gründen. Traditionell gesehen, ist das Leben die hohe Seinsweise der lebenden Wesen. Auch der Autor sieht Ehe und Familie »in ihrem innersten Kern in der Natur des Menschen verwurzelt« (27) und übergibt nicht die Frage: »Oder sind Ehe und Familie nur kulturelle Gegebenheiten, die dem Wandel unterworfen sind und in verschiedenen Geschichtsepochen verändert werden können [...]?« Der Autor fährt fort: »Auf diese Frage gibt der Glaube mit Verweis auf die der Heiligen Schrift enthaltene Offenbarung eine klare Antwort. Mit der Autorität Petri hat Papst Benedikt XVI. kürzlich noch einmal die Überzeugung der Kirche bekräftigt, dass »Ehe und Familie im innersten Kern der Wahrheit über den Menschen und seine Bestimmung verwurzelt sind« (ebd.). Der hier religiös verstandene Ausdruck der »Wahrheit über den Menschen«, den auch oft Johannes Paul II. verwendet, verweist auf die Wahrheit, die Christus ist, hier bezogen auf den Menschen. Für Ungläubige in unserer säkularisierten Zeit tritt freilich als Autorität der Wahrheit an die Stelle Christi der Mensch, mit all seinem Subjektivismus und Individualismus.

Für diesen Leserkreis bleibt nur übrig, auf die Lebenserfahrungen guter Menschen zu verweisen, welche die altbewährten Tugenden leben, und auf denen sich die traditionelle Ethik stützt. Auch das vorliegende Buch knüpft an sie an, so im anschließenden Abschnitt: »Universalität der Erfahrung der Liebe« (31 ff.).

Im vorhergehenden Abschnitt (25 ff.) hat der Autor mit Recht Kritik an der Gender-Ideologie geübt, wonach die Geschlechter-Differenz nur eine biologisch-anatomische sei und die Rolle von Mann und Frau als bloße Konvention von ihnen selbst festgelegt und von ihren subjektiven Interessen bestimmt werde. Damit wird jedoch gegen die Schöpfungsordnung verstoßen, die auch ein Nichtgläubiger in der natürlichen Hinordnung von Mann und Frau erkennen kann. Sie stellt eine Einheit in der Verschiedenheit der Geschlechter dar.

In Anlehnung an die Enzyklika *Familiaris Consortio* wird die künstliche Befruchtung *in vitro* ver-

worfen, da an die Stelle des ehelichen Liebesaktes ein technisch kontrolliertes Planen und Produzieren tritt (70–73). Der Autor hebt dann die in der Enzyklika dargebotene »neue theologische Perspektive« der Ehe als »hochzeitliches Geheimnis« hervor, das dem zwischen Gott und den Menschen in Christus entspricht. In der personalistischen Sicht der Enzyklika, wonach die Person nicht statisch als Substanz gesehen wird, sondern dynamisch als Entwicklung, vollendet sich die Person in der Ehegemeinschaft. Ferner wird diese in Analogie zur Gemeinschaft der drei Personen in Gott gebracht. Aus traditioneller Sicht ist die erwähnte Entwicklung eine solche nicht zur Person, sondern zur Persönlichkeit, auf der substantiellen Grundlage des Person-Seins beider Partner. Ihre Vereinigung hat ihre Analogie zwischen Christus und der Kirche als zwischen Bräutigam und Braut. Die Analogie findet immer zwischen Seiendem statt. Die heilige Trinität ist aber keine ontologische Dreieinheit. Daher ist die einzig mögliche Analogie die schon von Augustinus gezogene, nämlich die von Gottes Trinität zu drei Vermögen in dem einen Menschen (und nicht zu drei Menschen). Die Vollendung der Person bzw. besser der Persönlichkeit wird nicht nur bei Verheirateten erreicht, sondern ebenso im zölibatären Menschen, was auch Monsignore Melina bezeugt.

Der zweite Teil des Buches legt nach christlichen Maßstäben in wertvollen Analysen die Keuschheit des Ehelebens dar, mit der natürlichen Empfängnisregelung und der Unauflöslichkeit der Ehe. Zur Beschreibung der Geschlechtlichkeit als »ein Instinkt, der auf blinde und zwanghafte Weise danach drängt, befriedigt zu werden« (84), lässt sich ergänzend Folgendes bemerken: Sie trifft auf die Tiere zu, aber nicht mehr auf den Menschen, bei dem – wie die philosophische Anthropologie der Tradition lehrt – die Triebe spezifisch unbestimmt sind; nicht dass sie nicht zweckbestimmt oder »polivalent« wären (wie Böckle u. a. meinten), wohl aber, dass sie nicht zwanghaft vollzogen werden, sondern disponiert sind, vom höheren Prinzip, dem Geist, geführt zu werden. Daher ist auch die Nichtbetätigung des Geschlechtstriebs beim Menschen nichts Unnatürliches, sondern entspricht seiner Natur. Ferner könnte man die erwähnte Beschreibung des Triebes, dass er danach drängt, befriedigt zu werden, missverstehen, dass der Zweck des Triebes die Lustbefriedigung sei (wie Freud lehrte), während in Wahrheit der Zweck des Geschlechtstriebs die Erzeugung von Nachkommen ist. Bei ihr stellt sich zwar die befriedigende Lust ein als Zeichen des erreichten Zweckes, der aber keineswegs durch die Lust ersetzt werden darf, was zum Hedonismus

führt und all den Fehlformen gelebter Geschlechtlichkeit (Homosexualität u. a.), gegen die das Buch Stellung nimmt, um sie zu Recht abzulehnen.

Die eigentliche Aufgabe der Eheleute wird so bestimmt, dass sie ihre Lebensgemeinschaft von einer »biologischen Ebene« zu einer »psychologischen« und »geistigen Ebene« hin entwickeln. Die Geschlechtlichkeit ist von Anfang an auf die personale Vereinigung und die Selbsthingabe des einen Partners an den anderen angelegt. »Das ist der entscheidende Punkt«, dass der Geschlechtstrieb nicht nur auf einige Eigenschaften der Person (Schönheit, geschlechtliche Attraktivität, Liebreiz ...) hin orientiert ist, sondern auf die Person als solche, die Trägerin dieser Eigenschaften ist. Er muss also »den Determinismus der biologischen Ordnung und der Leidenschaften übersteigen, um zur Liebe zu werden« (85). Im Vergleich dieser personalistischen Sicht mit der traditionellen, die noch vom zweifachen Ehezweck spricht, würde ich feststellen, dass – entsprechend der komplexen Menschennatur, der triebhaften und der geistigen – der Geschlechtstrieb in der Ehe den Zweck der Nachkommenschaft hat. Nicht deterministisch; denn er ist disponiert, in die personale Liebe, den Zweck des Geistes, integriert zu werden, nicht aber selber zur personalen Liebe zu werden. Auch im ehelichen Akt als solchem vollzieht sich nicht die personale Hingabe der Partner, die immer ein geistiger Akt bleibt und auch in der Enthaltensamkeit vollzogen wird. Ohne die geistige Hingabe ist auch der Geschlechtsakt äußerlich.

Die abschließenden Kapitel beschreiben die neuen Wege für die Pastoral zur Hilfe für Geschiedene und alle, die sich in einer »irregulären Lage« befinden. Das Vorbild muss Christus, der gute Hirte, sein, der die Menschen in Liebe begleitet, aber immer in Orientierung am Willen des guten Schöpfergottes. Möge das Buch weite Verbreitung finden, als nützlicher Ratgeber über alle Ehefragen für die Laien wie auch die mit der Pastoral betrauten Priester.
Horst Seidl, Rom

Hagiographie

Karl Brunner, Leopold, der Heilige. Ein Portrait aus dem Frühling des Mittelalters, Wien-Köln-Weimar 2009, Böhlau Verlag, ISBN 978-3-205-78351-0

Der Doyen der mittelalterlichen Geschichtsforschung in Österreich, Univ. Prof. Dr. Karl Brunner, hat eine wichtige und interessante historische Untersuchung über das Leben und Werk des Babenberger